

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 11

Artikel: Leben und Sterben eines Wucherers
Autor: Christen, Hermine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

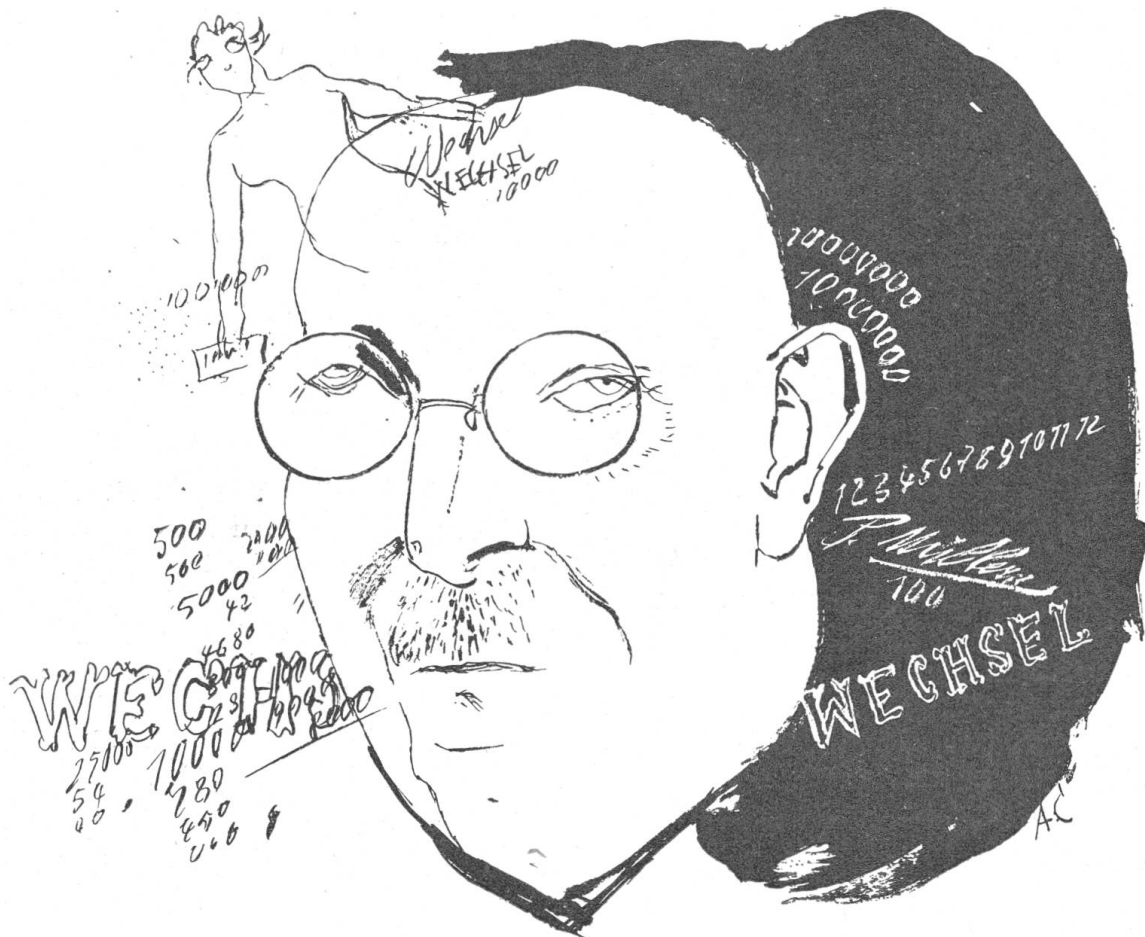
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



LEBEN UND STERBEN EINES WUCHERERS

Von Hermine Christen

Illustriert von Alois Carigiet

Wir weichen in dem nachfolgenden Artikel von dem guten Grundsatz ab, über die Toten nur Gutes zu sagen. Das Interesse der Lebenden berechtigt uns dazu.

Der Fall Simon ist wichtig, weil es auch heute noch «Finanzierungsinstitute» gibt, die prinzipiell nach den gleichen Methoden arbeiten, die Simon angewandt hat. Nur Aufklärung kann die Tätigkeit ähnlicher Schädlinge lahmlegen, da diese Schwindler meistens Wege finden, sich den Schlingen des Gesetzes zu entwinden. Simon war der zürcherischen Staatsanwaltschaft wohlbekannt. Er stand auch schon wegen Wucher vor Gericht, ohne dass es gelang, ihn zu überführen.

Ausschnitt aus der N. Z. Z. vom 18. April 1935

Am 20. Januar dieses Jahres ist der bekannte Darlehensvermittler Alfred Simon, Inhaber eines Lombardgeschäftes in Zürich, freiwillig aus dem Leben geschieden. Am 1. Februar hat der Einzelrichter für nichtstreitige Rechtsachen des Bezirksgerichtes Zürich die Aufnahme eines amtlichen Inventars angeordnet. Die Nachprüfungen ergaben, daß der Nachlaß hoch überschuldet ist. An Aktiven sind Fr. 24,855 ausgewiesen, von denen Fr. 15,000 Obligationen an die Gewerbebank Zürich verpfändet sind. Die Passiven belaufen sich auf Fr. 346,485, zu denen eine Eventualforderung der soeben genannten Bank im Betrag von Fr. 330,000 tritt für diskontierte Wechsel.

Der Vertreter des Konkursamtes gab seiner berechtigten Entrüstung Ausdruck über die betrügerischen Machenschaften, durch die „Simon noch kurz vor seinem Tod eine große Zahl ‚kleiner Leute‘ hereingelegt hat. Die Methode des Gelddarleihers war sehr einfach. Wollte jemand z. B. Fr. 1000 aufnehmen und wurden ihm dieselben zugesagt, mußte der ‚überglückliche‘ einen Wechsel in doppelt hohem Betrag, also für Fr. 2000 unterzeichnen“.

Die Leute haben heute das Vergnügen, die Zahlungen der Bank, die die Wechsel in Händen hat, nochmals leisten zu müssen.

Vielleicht sollte ich mich nicht über meinen Herrn und Brotgeber Alfred Simon beklagen, denn noch sechs Wochen bevor er freiwillig aus dem Leben ging, gab er mir eine Gehaltsaufbesserung von Fr. 180 auf Fr. 240 und wahrscheinlich den andern Angestellten auch.

Er sagte: « Hör mal, Christel » (Simon war mit allen Angestellten per Du. Mich nannte er nur die Christel, obwohl ich Frau Wwe. Hermine Christen geborene Bohnenblust heisse).

« Hör mal zu, Christel, du weisst: alles, alles ist vergänglich, nur der Kuhschwanz, der bleibt länglich. Das weisst du doch. Hör mal zu, Christel, du bist doch ein so vernünftiges Frauchen, was verdienst du jetzt? » « Fr. 180. » « Ich gebe dir jetzt Fr. 240. Sobald ich einmal nicht mehr bin, meldest du dich auf der Arbeitslosenversicherung, dann kriegst du wenigstens etwas mehr Arbeitslosenunterstützung. Aber höre mal zu, Christel, du weisst, ich kann den Geruch nicht vertragen. Wenn ich einmal tot bin, so telephonierst du sofort an das Bestattungsamt, damit sie meine Leiche wegnehmen. Christel, das mußt du mir versprechen. Den Geruch könnte ich nicht vertragen! »

Sechs Wochen später hatte er dann seinem Leben ein Ende gemacht. Er wusste, dass es so kommen musste.

Unser Geschäft war ein Wechselgeschäft. So wie es einen Strumpfladen oder einen Käseladen gibt, so war unser

Geschäft ein Wechselladen. Bei uns wurden Wechsel gekauft und wieder verkauft. Der Einkauf war am Schalter, dazu war ein Schalterbeamter da. Den Verkauf besorgte mein Chef selbst und ein Reisender, der nichts anderes zu tun hatte, als in der ganzen Schweiz unsere Wechsel, die täglich eingingen, wieder zu verkaufen oder zu diskontieren, wie der banktechnische Ausdruck heisst. Von morgens bis abends war bei uns die Rede von Wechseln. Wo ist der Wechsel von Jordi? Christel, hat der Meier seinen Wechsel bezahlt? Wann ist der erste Wechsel von Weber fällig? Jeder Angestellte sang das Lied vom Wechsel. Überall lagen Wechsel herum, auf den Schreibtischen, auf den Sesseln, auf den Gesimsen, in den Schubladen.

Da ich, bevor ich zu Simon kam, Korrespondentin in einem Modegeschäft war, wusste ich selbst nie recht, was ein Wechsel war. Simon erklärte mir es so:

« Hör mal, Christel, jetzt will ich dir sagen, was ein Wechsel ist. Ein Wechsel ist Gift. Ein Wechsel ist wie Schiesspulver. Man kann es auf die Hand legen, und es sieht friedlich und harmlos aus. Aber wehe, wenn das Pulver losgeht! Dann kracht es. Ein Wechsel ist wie eine Schiesskugel, nur für solche, die damit umzugehen verstehen. Höre mal, Christel, ich gebe dir einen guten Rat für das ganze Leben: unterschreibe nie einen Wechsel! Du darfst lügen, stehlen, zuviel essen, Männer betrügen, aber nie

einen Wechsel unterschreiben, denn das wäre die grösste Dummheit.»

Der Rat war gut.

Ein Schneidermeister hatte einmal einen solchen Wechsel unterschrieben. Er war zu Simon gekommen, weil sich ihm die Gelegenheit bot, einen Posten Tuch billig zu kaufen. Er wollte ein Darlehen von Fr. 800 abschliessen. Simon gewährte ihm dieses Darlehen. Er musste dafür vier Wechsel à Fr. 400, also im gesamten den doppelten Betrag, unterzeichnen. Der erste Wechsel war fällig am 1. Juli, der zweite am 15. Juli, der dritte am 1. August und der vierte am 15. August. Als der erste Wechsel fällig war, konnte das Schneiderlein den Betrag nicht bezahlen. Ich musste ihm folgenden Brief schreiben:

« Nach Erhalt Ihres Schreibens muss ich ungläubig den Kopf schütteln und muss mich fragen: wie ist so etwas möglich? Es kommt einer und borgt sich vor zwei Monaten Geld bei mir, und nachher ist er nicht in der Lage, die erste Rate abzuführen. »

Ich rate Ihnen in Ihrem Interesse, die Sache auf gutem Wege zu erledigen.

Ich warne Sie in Ihrem eigensten Interesse, andernfalls ich die Sache dem Bezirksgericht übergeben muss und den Wechsel im Tagblatt ausschreiben werde.

Im übrigen mache ich Sie darauf aufmerksam, dass in Regensdorf über dem Hauptportal des Zuchthauses geschrieben steht: „Üb immer Treu und Redlichkeit!“ »

Dieser Schneidermeister hatte Söhne und Töchter, die verheiratet waren. Er bekam solche Angst vor der Schande, dass man ihn am folgenden Abend, nachdem er den Brief erhalten hatte, in seinem Atelier erhängt fand.

Mich hat die Nachricht erschüttert, weil ich den Mann persönlich gesehen habe.

Simon war über diese Neuigkeit nicht einmal gerührt. Er sagte: « Siehst du, Christel, jetzt weisst du, was ein Wechsel ist. Ein Wechsel kann tödlich wirken. Ich habe es ja immer gesagt, der Wechsel ist wie Schiesspulver. Wer einen

Wechsel unterschreibt, unterschreibt sein Todesurteil. Wie heisst das Lied?... Messer, Schere, Feuer, Licht, ist für kleine Kinder nicht. Nein, es heisst: Wechsel, Akzente, Tratten auf Sicht, ist für kleine Leute nicht! »

Simon hatte sogar seine Freude daran, wenn es klöpfte. Er verlor ja nichts dabei, denn jetzt mussten die Bürgen bezahlen, die andern kleinen Leute, die den Wechsel auch unterschrieben hatten.

Meine Schwägerin, die auf einer Grossbank arbeitet, hat mir einmal aus einem Buche vorgelesen, was ein Wechsel ist. Ein Wechsel ist ein schriftlicher Befehl eines Gläubigers an seinen Schuldner, an einem bestimmten Tag eine bestimmte Summe zu bezahlen. Der Schuldner, der diesen schriftlichen Befehl (Wechsel) unterschreibt bzw. akzeptiert, ist verpflichtet, diesen Betrag nicht nur an den Gläubiger, sondern an irgendeine Drittperson zu zahlen. Dieser Dritte schreibt seinen Namen auf die Rückseite des Wechsels. Er kann ihn selbst wieder einem Vierten übergeben. Gegenüber dem Wechselschuldner hat der Wechsel die Kraft, dass er für den Betrag sofort betrieben werden kann, und keine Einrede bringen darf. Er kann z. B. nicht sagen: Ich bin das Geld nicht schuldig, ich habe es schon bezahlt. Die Pflicht des Zahlens ist absolut. Wenn der Wechselschuldner eine Firma ist, die im Handelsregister eingetragen ist, so kommt er bei Nichtbezahlung innerer fünf Tagen in Konkurs.

Also unser Geschäft war ein Wechselgeschäft. Eigentlich war es ein Darlehensgeschäft. Simon nannte sich selbst: Alfred Simon, Banksensal. Manchmal hiess die Firma: Alfred Simon, Finanzierungen. Meistens hiess es: Alfred Simon, Pfandleihanstalt.

Unser ganzes Geschäft stützte sich auf kleine Inserate im « Tagblatt », « Tagesanzeiger » und in einer Anzahl von Landblättern. Sie lauteten :

Darlehen

in jedem Betrag, ohne Bürgschaft, **gewährt** prompt **Alfred Simon**, Rämistrasse 33, **Zürich**.

Diese Inserate erschienen jeden Tag. Jeden Tag hatten wir eine Post von mindestens 100 Briefen. Das war die Korrespondenz mit unsern Kunden.

Wenn man solche Briefe las, so merkte man, dass sich die Leute genierten, um ein Darlehen zu bitten. Entweder schrieben sie in besonders salbungsvollen Worten, oder baten um die Angabe, wann man einmal zu treffen sei. Fast alle der Darlehenssuchenden, die das Darlehen von uns dann wirklich erhielten, hätten ebensogut auf eine Bank gehen können. Aber das war ihnen zu öffentlich. Sie wollten dieses peinliche Geschäft an einem intimern Ort erledigen, wo sie keinen Bekannten treffen konnten.

Wir hatten dreierlei Kunden:

1. Kunden, die ein Darlehen wollten und glaubten, Simon gäbe ihnen, mir nichts dir nichts, eine Handvoll Geld.

2. Solche, die bereits gegen Wechselunterschrift ein Darlehen bekommen hatten und nun die Wechsel nicht bezahlen konnten.

3. Solche, die ein Darlehen bekommen hatten und nachher schimpften, weil das Darlehen sie so teuer zu stehen kam. Meistens, besonders in letzter Zeit, betrug die Spesen, Gebühren usw. beinahe die Hälfte des Darlehensbetrages. Wenn einer Fr. 1000 ausgeborgt haben wollte, so musste er damit rechnen, dass er höchstens Fr. 500 bekam, aber in 2–3 Monaten Fr. 1000 zurückzahlen musste.

Früher soll Simon in dieser Beziehung noch anständiger gewesen sein. Er nahm neben den Gebühren bloss 18% Zins. Aber Simon fand, jetzt, in den schlechten Zeiten, wo die Nachfrage nach Geld grösser ist, dürfe er auch mehr Zinsen verlangen.

Für diese drei Kategorien hatten wir drei Kategorien von Schemabriefen. Wer auf unsere Inserate eine Anfrage schrieb, dass er ein Darlehen haben möchte, bekam folgenden Brief:

In Erledigung Ihrer werten Zuschrift vom 5. dies, wäre ich bereit, Ihnen dienlich zu

sein und werde ich Ihnen günstige Konditionen stellen bei bequemer Abzahlung.

Damit wir das Geschäft tätigen können, muss ich eine Information über Sie einziehen. Diese Information kostet Geld. Ich muss Sie daher bitten, mir einen Kostenvorschuss von Fr. 10 auf mein Postcheckkonto zu überweisen, wonach wir solche sofort einziehen und Ihnen wieder berichten werden.

Den Betrag könnten Sie dann in angenehmen, bequemen viermaligen Raten bezahlen.

Ich versichere Sie im voraus meiner prompten und diskreten Bedienung und zeichne

Hochachtend

Solche Briefe gingen jeden Tag mindestens 50 Stück fort. Ein Angestellter hatte sich nur damit zu befassen, solche Briefe abzusenden. Von 50 solchen Anfragen bezahlten 40 den verlangten Kostenvorschuss. Uns kostete eine Information Fr. 2.50. Der Nettogewinn war also Fr. 7.50. Mein Patron, Alfred Simon, verdiente allein durch diese Informationen Geld wie Heu. Wenn die Informationen schlecht lauteten, und das war meistens der Fall, so ist das Geschäft nicht zustande gekommen. Aber Simon hat seine Fr. 5–7 verdient. Wenn der Gesuchsteller dann nicht zufrieden war, so schrieben wir ihm:

«Geehrter Herr,

Sie dürfen meine Firma nicht verwechseln mit irgendeiner andern Firma, die nur auf Schwindeleien ausgeht. Meine Firma besteht seit 1901 und ist gerichtlich eingetragen und als Vertrauenshaus bekannt.

Ich muss Ihnen erwidern, dass alle Informationen über Ihre Person sich in der Weise decken, dass ein Kredit für Fr. 600 für Ihre Verhältnisse zu weitgehend sei und eine entsprechende Deckung oder Bürgschaft erfordert. Fr. 600 ist heute keine Kleinigkeit, und schliesslich sind Sie doch nur ein Mensch. Es kann Ihnen etwas zustossen, und dann müssen wir für Sie bezahlen.

Ich glaube, denn auch annehmen zu dürfen, dass es bei Ihrem grossen Bekannten-

kreise Ihnen doch nicht schwerfallen dürfte, jemand zu finden, der Ihnen den Gefallen erweist und Ihre Verpflichtung mitunterschreiben würde. Allerdings muss es jemand sein, der für den Darlehensbetrag Solvenz zu bieten vermag. In diesem Falle würde der Tätigkeit des Geschäftes nichts mehr im Wege stehen. Ich muss Sie aber bitten, falls Sie mir einen Bürgen bringen, gleichzeitig einen weitem Vorschuss von Fr. 10 zu senden, da ich dann über diese Person wieder eine Information besorgen muss.

In der recht angenehmen Hoffnung, dass wir doch noch in angenehme Geschäftsbeziehungen kommen werden, empfehle ich Ihnen, sich in diesem Sinne nochmals umzusehen und zeichne indessen...»

Wenn der Kunde einen erstklassigen Bürgen fand, so kam das Darlehensgeschäft zustande. Nur hätte in diesem Fall auch jede Grossbank einen Kredit bewilligt.

Die Hauptsache ist, dass das Geld auf unserm Postcheck nur so hereinfluss. Jeden Tag gingen Hunderte von Franken für Informationsgebühren ein. Unser Schalterbeamte, der die ganzen Statistiken und Aufstellungen des Simon-Geschäftes führte, rechnete mir einmal vor, dass Simon an diesen Informationen jeden Monat Fr. 1800–2000 verdiente.

Wer den Wechsel nicht bezahlen konnte, erhielt den Brief, den das Schneidermeisterlein erhielt, das sich dann erhängt hat. Es hängte sich nicht jeder auf, aber ich bin überzeugt, dass über diese Briefe viele Tränen vergossen worden sind, hauptsächlich von Frauen, weil ja meistens Frauen zu uns kamen, um das Darlehen zu erhalten. Für diesen schweren Gang schickten die Männer ihre Frauen, und weil es dann nicht recht war, was sie ausrichteten, wurden sie von ihren Männern mit Vorwürfen überschüttet.

Die dritte Sorte Briefe, die ankamen, waren die Briefe der Unzufriedenen. Meist waren es Arbeiter oder Bauern, die meinen Chef als Halsabschneider

und Gauner bezeichneten. Mein Chef antwortete ihnen mit folgendem Brief:

«Antwortlich Ihrer Zeilen muss ich Ihnen mitteilen, dass ich heute die Staatsanwaltschaft mit der Untersuchung wegen Ihres ehrverletzenden Schreibens beauftragt habe. Ich muss Ihnen sagen, dass meine Firma schon seit 1901 besteht und einen weitaus bekannten Ruf hat. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen mittag 12 Uhr, Ihre beleidigenden Ausserungen zurückzurufen, oder ich lasse Sie einsperren.

Gezeichnet! »

Das war die einzige Abwehrmassnahme meines Chefs gegen beleidigende Ausserungen der entrüsteten Betrogenen. Gelegentlich kam auch einmal ein flehendes Entschuldigungsschreiben mit der Bitte, die Klage bei der Staatsanwaltschaft wieder zurückzuziehen. Meistens kam aber überhaupt nichts mehr, und Simon hatte sein Geschäft gemacht.

* * *

Erst mit der Zeit merkte ich überhaupt, was Simon für Geschäfte machte. Die Frage beschäftigte mich Tag und Nacht, ob ich jetzt wirklich bei einem Halsabschneider in Stellung sei, oder ob es nur so scheine.

Einmal kam eine Frau, die mit ihrem Mann in Scheidung war. Sie hatte Simon auf Grund seines Inserates um ein Darlehen von Fr. 300 angegangen. Ich sass gerade beim Diktat, als die Dame in Simons Privatbureau hineingeführt wurde. Sofort erkannte ich sie. Es war Frau Behrens, die einmal mit meiner Schwägerin zusammen in einer Pension wohnte. Aber sie sah verlegen auf die Seite, als sie mich erblickte. Simon sagte zu mir: «Frau Christel, machen Sie mal die Türe von aussen zu, ich habe mit dieser Dame zu reden.» Ich ging ins Nebenzimmer zu meiner Arbeit. Nun ist aber Simon schwerhörig, und da er glaubt, dass seine Mitmenschen auch nicht gut hören, schreit er jeweils, wie wenn er in einen Wald rufen müsste. Ich hörte, wie er zu der Dame sagte:

«Hören Sie mir zu, kleines Frauchen, ich will Ihnen helfen. Sie sind doch noch in den besten Jahren, Sie haben schöne Formen, Sie müssen doch wieder einen Mann haben. Das ist kein Leben für Sie, das ist zu aufreibend, sich so durchzukämpfen, Sie sind ja charmant. Machen Sie einen Mittagstisch auf, ich zahle gerne Fr. 7 pro Mahlzeit. Nachher werde ich auch bei Ihnen wohnen.» So machte er jeder Dame den Hof. Aber er scheute sich nicht, von ihnen Fr. 20 Vorschuss für Informationsspesen zu verlangen. Diese Dame hatte die Fr. 20 nicht bei sich, aber eines Tages telephonierte sie, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich ihre nähere Adresse. Da ich auch gerade in der Nähe wohnte, glaubte ich ihr einen Dienst zu erweisen, indem ich sie besuchte und aufklärte. Ich erzählte ihr, dass Simon es mit den meisten Frauen so mache, aber Geld werde sie keines bekommen. Die Frau dankte mir vielmals, und ich hatte das Gefühl, als wir auseinandergingen, ein gutes Werk getan zu haben. Ich war erstaunt, als sie

zwei Tage später doch wieder zu Simon kam und eine lange Unterredung mit ihm hatte. Als die Dame das Bureau verlassen hatte, stürzte Simon plötzlich wie ein wilder Löwe aus seinem Privatzimmer heraus auf mich zu und haute mir links und rechts eine Ohrfeige hin. Ich war wie vom Blitz getroffen. Es ging so schnell, dass ich im Moment nicht wusste, was mir geschah. Simon tobte: «Sie gemeine Person, was fällt Ihnen ein, wie kommen Sie dazu, dieser Dame zu sagen, ich sei ein Schwindler und ein Lügner! Machen Sie auf der Stelle, dass Sie raus kommen, Sie ordinäres Ding!»

Im ersten Moment wollte ich mich wehren, denn ich bin in einem Damen-turnverein, aber da kam es mir in den Sinn, dass Simon ja ein Greis von 70 Jahren war und er zusammenfallen könnte, wenn ich nur die Hand rühre. Aber ich heulte, was ich konnte und sagte, jetzt gehe ich sofort zur Polizei, diese werde schon feststellen, wer Recht habe. Ich lief schon die Treppe hinunter,



Albert Häubi

Federzeichnung

da riss Simon die Türe auf, nahm mich am Arm und sagte: « Christel, komm mal her, ich habe dir noch etwas zu sagen. » Simon war jetzt wieder butterweich, und das Ganze kam mir so eigenartig vor, dass er mir jetzt wieder leid tat. Ich merkte, er bedauerte es, dass er ein so jähzorniger Mensch war. « Christel », sagte er, « du bist doch sonst ein vernünftiges Frauchen. Was soll ich jetzt mit dir tun? Was verdienst du denn jetzt bei mir? » Um mich zu versöhnen, erhöhte er jetzt mein Gehalt von Fr. 150 auf Fr. 180. Nachher tranken wir zusammen eine Tasse Schokolade, und ich dachte, nie wieder wirst du versuchen, jemand von diesen armen, kleinen Leuten aufzuklären.

Als ich heimkam zum Nachtessen, brachte ich keinen Bissen hinunter. Der Gedanke, dass ich doch im Recht und Simon ein Schwindler sei, wollte mich nicht in Ruhe lassen. Meine Schwägerin sagte mir: « Du darfst, auch um einen noch so hohen Lohn, nicht bei Simon bleiben! » Ich heulte die ganze Nacht, aber am nächsten Tage ging ich doch wieder hin. Schliesslich bin ich auf den Verdienst angewiesen. Es war jetzt Krise, und man musste froh sein, wenn man auf einem Posten sass. Simon war von jetzt an immer freundlicher zu mir und zog mich immer mehr in sein Vertrauen. Aber was ich bei ihm hörte, belastete auch mein Gewissen immer mehr. Eines Tages, das war vor zirka sechs Monaten, sagte Simon: « Hörst du, Christel, jetzt will ich dir was sagen, von jetzt an machen wir nur noch Halb-Diskonte. »

Ich wusste nicht, was er meinte, aber mit der Zeit lernte ich diesen Begriff kennen. Zuerst muss man verstehen, was das Wort « diskontieren » heisst. In unserm Geschäft wurde nämlich fast jeden Tag « diskontiert ». Für mich war das Wort zuerst auch nur ein Fremdwort, ohne Sinn. Ich wusste nur, das « Diskontieren » besorgte mein Chef, Simon, selbst höchst persönlich mit den Kunden unter vier Augen. Wenn ich bei Simon beim Diktat sass, so hiess es oft plötzlich:

« Jetzt kommt ein Fall zum „Diskontieren“. » Simon sagte dann: « Christel, du musst mich jetzt allein lassen. Jetzt kommt ein Kunde zum „Diskontieren“. » Kam ich dann aus Simons Zimmer und ein Kunde trat bei ihm ein, so stiessen die Angestellten die Köpfe zusammen, und sie tuschelten: « Ach – aha – jetzt wird „diskontiert“. » Eigentlich war ich immer neugierig, einmal zu wissen, was « diskontieren » bedeutet. Jetzt weiss ich es.

« Diskontieren » heisst auf deutsch, einen Wechsel kaufen, aber zu einem Betrag unter dem Nominalwert. Simon « diskontierte » also die Wechsel, welche die Geldsucher als Schuldverpflichtung übergaben. Simon gab doch das Darlehen nur gegen Wechselunterschrift. Auf dem Wechsel musste die Unterschrift desjenigen stehen, der das geborgte Geld bekam und die Unterschrift von 1–2 Bürgen. Das ist der banktechnische Begriff. Aber wenn Simon « diskontierte », so war das noch ein bisschen etwas anderes. Das war nämlich eine komische Szene. Wie gesagt, ist ja Simon schwerhörig. Das Zwiegespräch zwischen Simon und seinem Kunden war deshalb auch im Nebenzimmer hörbar. Da war z. B. ein Arzt. Er kam natürlich nicht selbst, sondern schickte seine Frau. Sie sagte, ihr Mann müsse Rechnungen bezahlen. Sie hätten zwar Guthaben ausstehend, aber kein Bargeld. Da sie jetzt eine dringende Rechnung bezahlen müsse, möchte sie ein Darlehen von Fr. 500 aufnehmen. Es war eine gebildete, elegante Dame mit eigenem Haus, zwei Dienstmädchen und Köchin. Sie musste wie gewohnt Fr. 10 Informationsspesen bezahlen. Die Information lautete tadellos, und ich glaube, jede Bank hätte den Kredit ohne weiteres gewährt. Als die Dame zu Simon kam, musste sie bereits ein von ihrem Mann blanko unterschriebenes Wechselformular mitbringen. Simon schrie jetzt die Dame an: « Hören Sie zu, Frau Döckerchen, Sie wissen doch, so ein Darlehen ist ein Risiko! Ich kann Ihnen die Fr. 500 geben, aber wir machen den Wechsel auf Fr. 1000, als Garantie dafür, dass wenig-

stens Fr. 500 eingelöst werden.» Die Dame machte die Einwendung, sie verstehe nichts vom Kaufmännischen. Aber natürlich wolle sie nicht mehr als die ordnungsgemässen Zinsen bezahlen. – Simon verstand es nicht, was die Dame sagte und rief: «Hören Sie zu, Frauchen, mein Kassier gibt Ihnen jetzt die Quittung.» Die Frau, die nichts davon verstand, unterschrieb ahnungslos, und nahm die Fr. 500 in Empfang. Auf der Quittung, die sie unterschrieb, stand, dass sie auf die andern Fr. 500 verzichte und mein Chef A. Simon frei darüber verfügen könne.

Wenn ein Kunde nicht darauf eingehen wollte, rief Simon immer wieder: «Lieber Mann» oder «liebes Frauchen, sobald Sie unterschrieben haben, bekommen Sie das Geld!» Was der Kunde einwendete, hörte Simon gar nicht.

Am «Diskontieren» verdiente Simon ungeheuer viel Geld.

Wenn ein Kunde den fällig gewordenen Wechsel nicht bezahlen konnte, so machte ihm Simon den Vorschlag, wenigstens einen Teil davon abzuzahlen und für den Rest drei neue Wechsel zu unterschreiben. Diese neuen Wechsel lauteten dann wieder auf mehr als der fällig gewesene Betrag. So kam es dann, dass mein Chef immer mehr Wechsel in die Hände bekam. Es gab Kunden, die gleich zehn Wechsel auf einmal unterschrieben und es Simon überliessen, den Betrag nachher hineinzusetzen. Täglich waren Wechsel fällig und mussten bezahlt werden. Täglich aber gab es wieder neue Wechsel. Wir brauchten im Monat mehr als tausend Wechselformulare.

Die Wechsel, die bei uns ein- und ausgingen, waren alles Wechsel mit sogenannten guten Unterschriften. Simon gewährte ja die Darlehen nur an solche Personen, von denen die Information gut lautete, oder die einen oder zwei gute Wechselbürgen aufbringen konnten. Es waren also alles Wechsel, auf die die Banken auch Kredit erteilt hätten.

Da waren Adressen von Ärzten, Pfarrern, Fabrikanten, eidgenössischen Be-

amten, Handwerkern, Metzgern, Bankbeamten usw.

Alle diese Wechsel musste Simon selbst durch seine Unterschrift denjenigen, welche sie nachher bekamen und ihm dafür Geld gaben, garantieren. Er hatte auch einige Verluste dabei, aber verhältnismässig wenig. Unser Schalterbeamte sagte jeweils: «Wenn unser Alter sein Geschäft kaufmännisch seriös führen würde, würden ihm diese Verluste nichts ausmachen. Er könnte sie einfach von den Reserven abbuchen. Allerdings müsste er dann jährlich eine Reserve für eventuelle Verluste zurücklegen.» Das hat unser Chef aber nicht getan.

Wohin wanderten diese Wechsel? Simon hatte seine Bankverbindungen. Da war eine Bank ganz nahe bei uns, die für mehrere 100,000 Franken Wechsel von Simon hatte. Die Banken und übrigen Geldgeber zogen als Diskont 1–3 % des Wechselbetrages pro Monat ab. Simon behielt den grossen Rest (manchmal bis 40% in drei Monaten). An diesen Diskontgeschäften verdiente mein Chef jeden Monat sehr gut, noch mehr als an den Informationsgeschäften. Oft hatte aber Simon so viele Wechsel, dass die Banken sie nicht mehr annehmen wollten. Aber es war ja noch ein Reisender da, der in der Schweiz herumreiste und die Wechsel verkaufte. Das war Ernst Büchi, seines Zeichens Banksensal, früher Schauspieler und Sänger.

Büchi war ein jovialer, lebenslustiger Mensch, den man immer mit einer gelben Tasche unter dem Arm sah. Die gelbe Tasche enthielt eine Flasche Sekt und die Reisemüsterchen, das waren die Wechsel, die Büchi, der einen grossen Bekanntenkreis besass, unterzubringen hatte. Büchi, der in Luzern wohnte, musste jeden Tag bei meinem Chef zum Rapport erscheinen. Wehe, wenn er sich einmal einen Tag nicht blicken liess! Dann rief mich Simon am nächsten Morgen zu seinem Bett und sagte: «Christel, unser Gauner hat wieder nicht telephonierte! Jetzt rufst du Büchi an und sagst

ihm, wenn er bis 11 Uhr das Geld nicht bringt, so lasse ich ihn einsperren!»

Wenn Büchi aufs Bureau kam, war es, wie wenn der Delegierte des Verwaltungsrates einen Besuch abstattete. Mir persönlich war er unsympathisch, weil er so einen dicken Bauch hatte und immer nach Likör und Parfüm roch. Von Simon wurde er mit offenen Armen, wie ein alter Onkel empfangen, er war der einzige, der sich am Schalter nicht anmelden musste, sondern schnurstracks in Simons Privatbureau eindringen durfte.

Büchi nahm wieder neue Muster von Wechsellern mit und verschwand jeweils nach kurzer Unterredung.

* * *

Ich habe mich oft gefragt, wohin das viele Geld, das Simon «verdiente», ging. Simon lebte gut. Einmal liess er sich selbst gut gehen, dann hatte er eine Freundin, ferner war noch eine geschiedene Frau da, die Simon oft besuchte und die oft Geld bekam. Schliesslich hatte mein Chef noch einen Freund, den er wie ein Heiligtum verehrte, das war sein Hund, ein dicker, vollgefressener Boxer, namens Dieterle. Dieser Hund war der Schrecken des ganzen Bureaus. Er bekam zu essen wie ein Mensch. Morgens um 8 Uhr musste ihm ein Angestellter das Frühstück bringen. Es bestand aus ½ Liter Milch mit Honig und vier Zwiebacken. Der Zwieback musste jeden Tag im Café Odéon geholt werden. Nur Odéons Zwieback konnte der Hund vertragen. Wehe, wenn einmal ein anderer Zwieback auf Dieterles Frühstückstisch lag! Der Mittagstisch Dieterles bestand aus gekochter Lunge, Fleischbrühe und Reis. Die Rechnung für diese Mahlzeit belief sich auf Fr. 2.85 und wurde jedesmal bar beglichen. Das Nachtmahl nahm Dieterle mit seinem Herrn im Restaurant St. Gotthard ein. Dieterle war immer kränklich. Er hatte einen sehr empfindlichen Magen. Wenn er Durchfall hatte, musste der jüngste Angestellte mit einem Fläschchen hinter ihm herlaufen und versuchen, seinen Auswurf aufzufangen.

Der Arme dauerte mich so, weil er sich zuerst weigern wollte, hätte er fast seine Stelle verloren. Mit dieser Kotprobe im Fläschchen musste er dann zum Tierarzt gehen, damit sie mikroskopisch untersucht wurde. Dieterle kam oft ins Spital. Im Taxi wurde er hingeführt, im Taxi wieder abgeholt. Täglich musste ein der Schule entlassener Knabe Dieterle ein paar Stunden spazierenführen. Das Kind bekam dafür Fr. 3 pro Tag.

Das Hundevieh kostete meinen Chef pro Tag mehr als Fr. 6.

Das Frühstück	Fr. - .40
Das Mittagessen	» 2.85
Spazieren mit Kind	» 3.-
Zweimal Tram ins Gotthard	» - .40
	<hr/>
	Fr. 6.65

Mein Chef war immer von Frauen umgeben. War es nicht seine Freundin, die ihm zum Mittag- oder Nachtmahl Gesellschaft leistete, so musste irgendeine andere Frau her. Solang ich Simon kannte, suchte er immer eine Sekretärin, durch Inserate im «Tagblatt». Jeden Tag kamen Damen, die sich vorstellten. Simon hatte es auf korpulente Frauen abgesehen. Diese lud er dann als Gast zu seinen Mahlzeiten ein. Er machte ihnen den Hof und versprach ihnen ein sorgloses Leben auf seine Kosten. Wenn diese Frauen aber Geld verlangten, dann schüttelte er sie plötzlich ab und sagte, er sei nicht zu sprechen, wenn sie ihn besuchen oder telefonisch anrufen wollten. Nur mit seiner Freundin, auch einer korpulenten Dame, hielt es mein Chef bis zu seiner letzten Stunde aus.

Die Mahlzeiten liess sich Simon etwas kosten. Einmal lud er mich zum Mittagstisch im St. Gotthard ein, weil er gerade keine Dame hatte, die ihm Gesellschaft leistete. Ich verstehe auch etwas vom Kochen, und ich muss gestehen, das Diner war exquisit. Aber mir schmeckte es nicht. Simon, der immer vom Geschäft sprach, schrie nämlich so laut, dass der ganze Speisesaal uns mit anhörte: «Hör mal, Christel», rief er, «was ist denn

mit dem Weber? Hat der Weber seinen Wechsel jetzt bezahlt? Wenn dieser Gauner nicht bezahlt, so lasse ich ihn einsperren!» Oder er schimpfte über die Angestellten: «Hör mal zu, Christel, Müller ist eine unehrliche Person. Morgen schmeiss ich ihn raus!» Wenn Simon laut redete, so hatte er immer das Spukken. Das war so unappetitlich. Er wusste es ja selbst nicht, aber er spuckte immer während des Essens.

Im Essen sparte mein Chef nicht. Wenn nur ich dabei war, belief sich die Rechnung für das Essen auf Fr. 20–30 für eine Mahlzeit.

Mein Chef hatte seine Wohnung, ein Zimmer mit Küche, gleich anschliessend an unser Bureau. Wenn wir morgens 8 Uhr aufs Bureau kamen, lag Simon meistens noch im Bett. Die Türe, die vom Bureau zu seinen Gemächern führte, stand weit offen.

Die Spettfrau kam jetzt heraus und rief: «Frau Christen, Sie möchten nach hinten kommen!» Wenn man in sein Zimmer trat, so war das ein Anblick zum Totlachen. Simon lag da wie eine Figur aus Wilhelm Busch. Mein Chef trug jetzt keine Brille, man konnte seine wässrig-blauen Augen sehen. Sein Mund war eingefallen, weil er jetzt keine Zähne hatte, sie waren im Wasserglas. Seine Stimme tönte hohl. Auf dem Nachttisch lag neben dem Wasserglas der Zwicker und ein Gummiknüttel. Simon liess jetzt alle seine fünf Angestellten der Reihe nach an sein Bett kommen und erteilte die Ordres.

In letzter Zeit war unser alter Chef oft frühmorgens schon auf den Beinen. Wenn wir ins Bureau kamen, lief er schon in den Räumlichkeiten herum. Der Anblick dieses alten Herrn war rührend. Er trug einen langen lila Morgenrock, breite Lederschlarpen, in der einen Hand hielt er seinen Zwicker, in der andern seinen Gummiknüppel. Unser Chef hatte Angst, wenn er allein war. Das war das Gewissen.

Das Misstrauen, das Simon gegenüber seinen Angestellten hatte, war oft nicht

zum Aushalten. Simon brauchte ungeheuer viel Wäsche. Jeden Tag ein bis zwei Hemden, jede Woche 85 Taschentücher. Wenn die Wäsche kam, musste sie peinlich genau gezählt und kontrolliert werden. Wehe, wenn ein Taschentuch gefehlt hätte! Das war so wichtig, wie wenn ein Kunde einen Wechsel von Fr. 10,000 nicht bezahlt hätte.

Der Jüngste musste ihm jeden Mittag die Zigarren bringen, die in seinem Privatbureau im Bibliothekschränk eingeschlossen waren. Er musste die Zigarrenkiste, welche die teuerste Havanna enthielt, auf zwei Händen zu seinem Schreibtisch tragen. Simon nahm ein Exemplar heraus und zählte dann laut die noch übrigen Zigarren: «1, 5, 8, 13, 15, 16, 17, 18, 19 Stück» und sagte: «Mich kann keiner betrügen!» Jeden Tag wurden die Zigarren gezählt und nachher wieder in den Bibliothekschränk eingeschlossen.

Mein Chef war ein Lügner. Er log oft das Blaue vom Himmel herunter, ein Zeichen, dass ihn das Gewissen doch geplagt hat. Oft sagte er mir, wenn er vom Mittagessen kam: «Christel, hör mal zu, mit wem glaubst du, dass ich heute zu Tisch war? Mit Herrn Staatsanwalt Glättli, ein lieber Herr.» Ein anderes Mal war es ein Obergericht, einmal ein Geschworener und einmal sogar der Stadtpräsident Klöti. Aber das waren nur Lügen, Wunschphantasien.

Je grösser die Flut der Wechsel war, die jetzt in unserm Geschäft ein und aus floss, um so öfters erzählte mir Simon solche Lügen.

Ich merkte auch, dass Simon in letzter Zeit immer gereizter und aufgeregter wurde. Er schrie so furchtbar, wenn er etwas sagte und spuckte auch so furchtbar viel. Die Vorhänge, seine Rockärmel, seine Krawatte, sein Schreibtisch, alles war so furchtbar verspuckt. Den Angestellten grauste es.

Die Wechselbeträge wurden immer grösser. Früher waren es kleine Wechsel von Fr. 100, 300, 500, jetzt auf einmal hörte man von einem Wechsel von Fr. 5000, 6000, der am nächsten Ersten fäl-

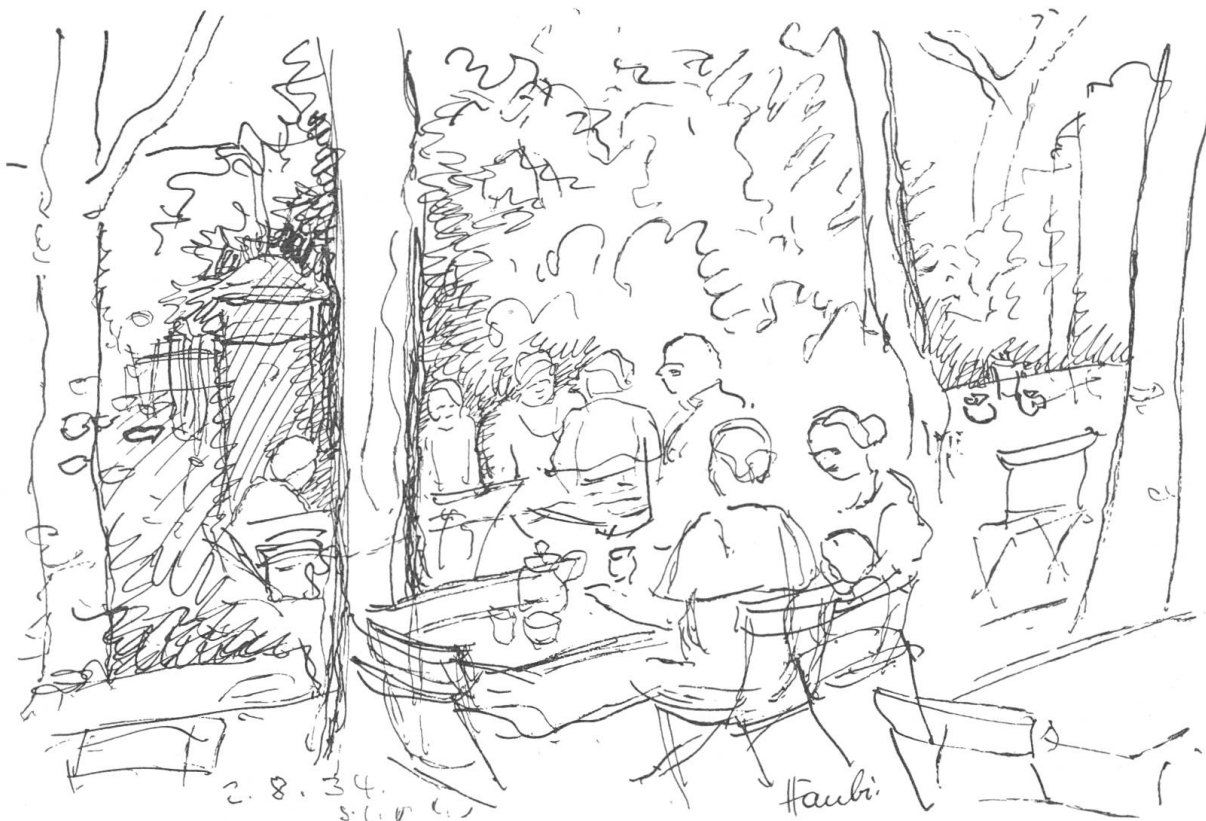
lig war. Büchi kam jetzt oft und brachte noch einen Mann mit. Die Neugierde plagte mich, ich musste wissen, wer es war; unser Schalterbeamte sagte mir, dass es ein Metzgermeister aus dem Aatal sei. Dieser bekam zuerst ein Darlehen von Fr. 4000. Dafür musste er eine Anzahl Wechsel von je Fr. 1000 unterschreiben, die alle 14 Tage fällig waren. Dieser Metzger, der grundehrlich aussah, ein verbranntes Gesicht, eine feste untersetzte Statur, brauchte das Geld, um Vieh einzukaufen. Er sagte, es mache ihm nichts, hohes Geld für das Darlehen zu bezahlen. Die Hauptsache sei, wenn ihm jetzt geholfen werde. Die ersten Fr. 1000 bezahlte der Metzger prompt. Aber als die zweiten Fr. 1000 fällig waren, fragte er meinen Chef an, ob man diese Zahlung nicht hinausschieben könne. Doch, das konnte man. Der Metzger war froh und unterschrieb, was man ihm zum Unterschreiben gab. Simon sagte, er müsse halt bei mehreren Banken versuchen, die Wechsel zu verkaufen und legte ihm 12 Wechselformulare hin, die er unterzeichnen sollte. Auf den Formularen war weder der Betrag, noch der Fälligkeitstag eingetragen. Der Metzger unterschrieb. Das alles sollte Simon nachher, nach Treu und Glauben, ausfüllen. Das hat mein Chef dann auch getan, aber nicht zu knapp. Die Metzger sind doch sonst so pfiffig! Ich konnte es nie begreifen, dass ein Geschäftsmann, Familienvater von acht Kindern, mit so leichter Hand, wie dieser Metzger aus dem Zürcher Oberland, sein Todesurteil unterzeichnen konnte.

Zu gleicher Zeit war da auch ein Zahnarzt, der Simon und unserm Freund Büchi viel zu schaffen machte. Dieser Zahnarzt wollte eine Röntgenapparatur einrichten und brauchte dazu Fr. 10,000. Die eingeholte Information war tadellos. Er hatte ein Vermögen von zirka 450,000 Franken, das allerdings seiner Frau gehörte. Auch dieser Zahnarzt unterschrieb eine Anzahl Wechsel, die in Monatsraten von Fr. 1000 fällig waren. Er konnte schon die ersten Fr. 1000 nicht bezahlen

und bat meinen Chef um Stundung. Simon sagte: «Hören Sie, lieber Doktor, da müssen Sie mir halt ein paar neue Wechsel unterschreiben!» Auch dieser «gute» Mann unterschrieb blindlings, was man ihm vorlegte. Simon hatte bald mehr als 20 von diesem Zahnarzt blanko unterschriebene Wechselformulare in der Schublade, in welche er die Beträge nach Belieben noch hineinsetzen konnte. Unser Schalterbeamte, der ein schlauer Kopf ist, und den mein Chef hasste, weil er zuviel wusste (Simon rief jeweils: «Müller, der Alleswisser, soll mal zu mir kommen!»), sagte mir mal im Vertrauen: «Ich glaube, jetzt klöpft's dann, das sind schwere Schnitte, die unser Alter mit dem Zahnarzt und dem Metzger macht.» Noch klöpfte es aber nicht. Denn Büchi war noch da, der Mann mit den ausgezeichneten Bankverbindungen. Büchi war da, und eine Anzahl mit guten, bankfähigen Unterschriften versehene Wechsel waren auch da.

* * *

Eines Tages brauchte Simon plötzlich viel Geld. Für was weiss ich nicht. Er hatte wieder einmal an einem Kunden, der nicht zahlen konnte, ein paar tausend Franken verloren. Die Bank, die Simon das Geld für diesen Wechsel gegeben hatte, verlangte jetzt von Simon Deckung; aber Simon hatte ja keine Reserven auf die Seite gelegt. Es gab jetzt öfters Konferenzen mit Büchi. Büchi musste sehen, das Geld aufzutreiben. Als Werkzeug dazu sollten die von dem Zahnarzt und dem Oberländer Metzger blanko unterschriebenen Wechsel dienen. Büchi besuchte seine ihm bekannten Bankdirektoren und legte ihnen die unterschriebenen Wechsel und die guten Informationen vor. Es fand sich ein ehemaliger Generaldirektor der Volksbank, der sich bereit fand, Wechsel für Fr. 29,000, unterschrieben von den obigen zwei Ahnungslosen, zu diskontieren. Der ehemalige Generaldirektor machte das Geschäft privat und war so nobel, dass er sagte, er verzichte auf den Diskontzins, aber man müsse seine Lu-



Albert Häubi

Federzeichnung

xuslimousine, einen Packard 28 PS, für Fr. 9000 und ein Gemälde, eine Nachahmung von Rubens: «Diana auf der Jagd» für Fr. 6000 an Zahlung nehmen. Den Rest von Fr. 14,000 zahlte er bar. (Der Packard 28 PS wurde nach Simons Tod im Inventar auf Fr. 1800 geschätzt, das Bild auf Fr. 400.) Der Wechsel war nach drei Monaten fällig. Die erhaltenen Fr. 14,000 teilten Simon und Büchi ehr- und redlich.

Büchi hatte jetzt noch weitere solche Blanko-Wechsel vom Metzger und von unserm Dökterchen in Händen.

Er suchte frisch weitere Geldgeber, und er fand sie. Unser Schalterbeamte Müller sagte: «Jetzt klöpft es dann doch! Auf den Metzgermeister sind jetzt Fr. 85,000 im Umlauf, auf den Zahnarzt Fr. 140,000.»

Mein Chef Simon sprach jetzt oft so dummes Zeug. Morgens, wenn ich zu Simon «nach hinten» kommen musste und er noch im Bett lag, war sein erstes: «Christel, hör mal zu, was macht Büchi, unser Gauner? Jetzt telephonierst du gleich dem grössten Gauner und Schieber des Jahrhunderts, Ernst Büchi, und

sagst ihm, wenn er bis mittag 12 Uhr das Geld für die Wechsel nicht bringt, so lasse ich ihn einsperren!» Büchi kam meistens und brachte entweder Geld oder Wechsel.

Aber einmal kam Büchi nicht. Er kam zwei Tage nicht, drei Tage nicht, er hatte Simons beste und schönste Wechsel in seiner gelben Tasche. Mein Chef raste, aber es nützte nichts. Büchi war nicht zu finden. Endlich am vierten Tage kam ein Telephon, Büchi, er sagte, es sei ihm ein Unglück zugestossen, er habe einen Autounfall erlitten. Mein schwerhöriger Chef nahm selbst das Hörrohr in die Hand und rief hinein: «Ernst, du wirst sofort herkommen, du bist ein Gauner und ein Lump! Ich lasse dich einsperren. Was du sagst, ist gelogen!»

Simon hatte recht, es war gelogen, aber das half ihm nichts. In Wirklichkeit war es so:

Büchi, der selbst von der Staatsanwaltschaft wegen anderer Betrügereien gesucht war und den nur ein paar tausend

Franken Bargeld hätten retten können, hatte in den letzten Tagen kein Glück mit seinen Wechselmüsterchen. In seiner Verzweiflung betrank er sich mit seiner Flasche Sekt und stürzte sich in die Reuss. Er wurde aber herausgezogen und in sein Hotel gebracht. Von seinem Hotelzimmer aus telephonierte er Simon, dass er einen Autounfall gehabt hätte. Die Beschimpfungen von Simon deprimierten ihn so, dass er jetzt auf seinem Zimmer einen Tobsuchtsanfall bekam. Er schlug alles zusammen und verletzte sich dabei am Fuss mit einer Scherbe seines Nachtgeschirrs. Davon bekam er eine Blutvergiftung und starb in der nächsten Nacht.

Simon konnte sich nach dem Telefongespräch mit seinem Freund Büchi von seiner Raserei kaum erholen. Er wurde erst still und zufrieden, als am nächsten Morgen die telephonische Nachricht von Büchis Tod kam. Das ganze Bureau war von dieser Nachricht erschüttert, nur Simon wurde nun plötzlich wieder fidel und rief fröhlich: « Der grösste Gauner und Schieber des Jahrhunderts ist gestorben! » Dann zog er sich in sein Privatbureau zurück und rauchte eine seiner guten Zigarren.

* * *

Simon war an der Beerdigung Büchis. Dieser schwere Gang muss ihm aber zu denken gegeben haben, denn von diesem Tag an sass mein Chef oft stundenlang allein am Schreibtisch in seinem Privatbureau und grübelte. Er entliess die Angestellten wegen einer Geringfügigkeit und stellte sie nachher wieder ein. Oft sagte er jetzt: « Christel, hör mal zu, ich glaube, Büchi reisst mich mit ins Grab! » Er hatte jetzt ja niemanden mehr, der ihm seine Wechsel placierte.

Jetzt hatte ich auch etwas herausgefunden, was ich gemein fand. Er hatte doch seine Darlehen auch an kleine Leute nur gegen Wechselunterschrift gegeben. Diese kleinen Leute bezahlten oft ihre Raten zurück. Mein Chef hätte ihnen die unterschriebenen Wechsel dafür zurückgeben sollen. Aber er sagte nur, man

solle ihnen sagen, dieser Wechsel werde dann zurückgeschickt. Simon zog aber die Wechsel nicht zurück, sondern liess sie einfach bei der Bank in Zirkulation, weil er doch sonst selbst den Betrag dafür der Bank, bzw. dem Geldgeber hätte zurückzahlen müssen. Nach dem Tode Simons mussten diese kleinen Leute alle die Wechsel, beziehungsweise die darauf schon bezahlten Raten noch einmal bezahlen.

Da waren:

Ein Bankbeamter, der noch Fr. 1000 zum zweiten Male bezahlen musste. Ein Grenzwächter war geschädigt mit Fr. 50. Ein Schreinermeister mit Fr. 113. Zwei Postbeamte mit je Fr. 100. Ein Pfarrer Fr. 125. Ein Bankbeamter Fr. 270. Ein Detektiv Fr. 50, viele Arbeiter, viele Landwirte usw.

Im ganzen waren 86 kleine Leute geschädigt mit zusammen Fr. 11,000, alles Leute, die das Geld bitter nötig haben und schwer für ihre Unvorsichtigkeit büssen müssen. Dazu kamen noch die vielen « grossen » Geschädigten.

Ich will gestehen, dass ich oft neugierig war zu wissen, woher mein Chef eigentlich kam und was er früher machte. Meine Schwägerin sagte, ich solle doch eine Information über Simon einziehen, das werde mein Chef nie merken. Was ich da hörte, war niederschmetternd: Einmal war Simon dreimal verheiratet und dreimal geschieden. Er stammte aus einer guten Berliner Familie. Mit 19 Jahren zog er nach Hamburg, wo er Reisender in der Konfektionsbranche war. Dort heiratete er eine reiche Frau und brachte das Vermögen durch. Aus dieser Ehe kamen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe soll sich im Rhein das Leben genommen haben, das Mädchen ist verschollen. Die Ehe wurde wegen Bigamie geschieden. Dann heiratete Simon noch einmal, um sich bald wieder scheiden zu lassen. Dann lebte er in wilder Ehe mit einer reichen Frau, von der er einen unehelichen Sohn hat. 1899 kam er nach Zürich. Er führte mit seiner dritten Frau

an der Kirchgasse ein Hutmodegeschäft, die « Hutkönigin », und betrieb daneben ein kleines Pfandleihgeschäft. Er belehnte Fahrräder. 1906 verkaufte er diesen Hutladen für eine grosse Summe Geld unter betrügerischen Manipulationen. In Strassburg eröffnete er ein neues Hutmodegeschäft. Er blieb dort bis 1917. Er wurde dort von der Bevölkerung gesteinigt, weil er sich so verhasst gemacht hat. Er musste flüchten. 1917 kam er nach Zürich zurück. Er fand bald ein Konsortium von Wiener Kaufleuten, die ihm aus geflüchteten Kriegsgeldern ein neues Pfandleihgeschäft, das er an der Schützengasse in Zürich eröffnete, finanzierten. Aber dieses Geschäft bestand nur zwei Jahre. Es musste liquidiert werden, weil Simon dort so haarsträubend schaltete und waltete. Die Finanzierungsgesellschaft verlor daran Fr. 200,000. Jetzt war Simon wieder ganz arm und fing mit nichts im Jahre 1924 das Pfandleihgeschäft an der Rämistrasse an, wo er bis heute war.

* * *

Es wurde immer unheimlicher um Simon herum. Er sagte mir oft, dass er bald sterben werde, weil ihm die Welt zu schlecht sei.

Den Bogen gaben ihm die Wechsel, die der ehemalige Bankdirektor St. diskontiert hatte. Diese Wechsel von Fr. 29,000 waren am 15. Januar fällig. Mein Chef hatte schwere Not, das Geld für diese grossen Wechsel aufzutreiben, denn er musste doch verhindern, dass die Wechsel bei den beiden Ahnungslosen zur Zahlung vorgewiesen wurden. Simon musste jetzt am eigenen Leibe spüren, was für eine ernste Sache es ist, wenn so ein Wechsel fällig wird, den er eventuell selbst zahlen muss. Weil in diesem speziellen Fall aber noch betrügerische Handlungen meines Chefs im Spiel waren, war für ihn die Sache besonders ernst.

Nachher waren noch mehr Wechsel fällig, alle die grossen Wechsel auf den Metzger und den Zahnarzt, die Ahnungslosen, die so blind gewesen waren, die langen Wechselformulare in ganzen Haufen blanko zu unterschreiben.

Aber Simons grösste Sorge waren jetzt einmal die Wechsel, die der ehemalige Generaldirektor St. in Händen hatte. Denn dieser hatte einen harten Kopf und hatte schon vorher wissen lassen, dass eine Prolongation der Wechsel nicht in Frage komme, er brauche diese Fr. 29,000.

Es war zwar ein Geldgeber da, der sich ernstlich mit der Frage befasste, ob er Simon einen neuen Wechsel, unterschrieben von unsern beiden Opfern, dem Zahnarzt und dem Metzger, diskontieren solle. Eine ganz grosse Schiebung sollte gemacht werden: Simon hatte einen neuen Banksensal gefunden. Dieser verlangte einen Wechsel im Betrag von Fr. 80,000. Diesen wollte er einer Bank geben, die ihm Fr. 72,000 bar aushändigen sollte. Von den Fr. 72,000 hätte jener Banksensal Fr. 40,000 als Risikoprämie für sich beansprucht, die Fr. 32,000 hätte Simon erhalten.

Aber jener Banksensal zögerte. Angeblich weil seine Bank zögerte. Die Situation wurde immer spannender. Schon kam der 15. Januar, an welchem der Wechsel bei dem Metzger und dem Arzt vorgewiesen wurde. Die beiden Herren stürmten auf das Bureau. Simon war zunächst nicht zu sprechen. Ich musste ihnen am Telephon sagen, sie sollen sich gedulden und den Wechsel zurückweisen. Sie drohten mit Strafklage und Betrugsklage. Dem Metzgermeister wurde der Konkurs angedroht, er musste sofort Nachlaßstundung verlangen.

Immer noch wartete und hoffte mein Chef, dass die grosse Schiebung von den Fr. 80,000 zustande komme.

Ein Angestellter unserer Firma musste im Expresszug zum Bankdirektor St. nach Arosa reisen und ihn bitten, er möchte sich 10 Tage gedulden, mein Chef erwarte einen grössern Geldeingang. Aber der ehemalige Bankdirektor wies ihn kalt ab und sagte, er brauche das Geld.

Unser neuer Banksensal sagte, es könne noch ein paar Tage dauern, bis die Fr. 80,000 flüssig werden.

Jetzt war Simon in höchster Not. Man sah, er wurde schon tatterig. Er hatte

schlaflose Nächte. Ich konnte jetzt die Tragödie miterleben, wie mein Chef an der gleichen Praxis zugrunde ging, wie er sie jeweils an seinen Kunden angewendet hatte.

Am Morgen blieb er lang im Bett. « Christel », sagte er, als er mich zu seinem Bett gerufen hatte, « was macht unser Finanzmann, das ist der gleiche Gauer wie der Büchi, hör mal zu, Christel, ich bin so müde, du weisst, was ich dir gesagt habe von der Bestattungskommission! Hör mal, Christel, wenn ich nicht mehr bin, so rufst du sofort an! Such mal die Telephonnummer ... 31.600 ... stimmt, Bestattungskommission. »

Mir war es ganz unheimlich. So alt, einsam und hilflos ist mir mein Chef noch nie vorgekommen.

Ich musste den Arzt holen und war dabei, als er kam. Simon beklagte sich über schlaflose Nächte. Der Arzt verschrieb ihm eine Dosis Veronal.

Gegen Mittag wurde Simon wieder munter. Er gab mir das Rezept, um das Schlafmittel zu besorgen. Ich dachte, jetzt ist 10 Minuten vor 12 Uhr. Ich habe Hunger und gab das Rezept dem Laufjungen. Als der Junge nachmittags die Dosis Veronal brachte, war der Chef wieder aufgeregt, ertobte und sagte: « Du Lausejunge, wer hat dir gesagt, du sollst die Medizin in einer andern als meiner Hausapotheke holen? Ich nehme keine Medizin, die nicht von der Ochsenapotheke kommt! » Er schickte den Knaben wieder fort. Er musste das Rezept zurückholen. Die Dosis Medizin behielt er aber bei sich. Mit dem gleichen Rezept musste dann ein Angestellter in die Ochsenapotheke gehen und dem Apotheker einen Gruss vom Simon ausrichten. Simon nehme nur Medizin aus der Ochsenapotheke. Der Laufjunge brachte dann die zweite Dosis Veronal mit. Simon behielt beide bei sich. So hat er zwei Dosen gehabt. Dann wurde Simon wieder ruhig und trug mich: « Christelchen, ich nehme immer nur ein Veronal, aber das beruhigt doch gar nicht. Wieviel meinst du, dass ich nehmen soll, dass ich einen guten Schlaf

habe? » Ich sagte: « Nehmen Sie ein Veronal, aber lösen Sie es in Wasser auf, damit es besser wirkt! » Das war am Vorabend seines Todes. Um 7 Uhr rief mich Simon noch auf sein Zimmer. Er machte die Schreibtischschublade auf und sagte: « Christel, ich bin so müde. Christel, ich habe dir noch etwas zu geben. » Ich dachte schon, jetzt gibt er vielleicht eine Erklärung, dass er mich entlassen werde. Aber was er mir jetzt gab, war seine Photographie. « Als Andenken », meinte er und sagte dazu: « Christel, wenn etwas los ist mit mir, rufst du sofort die Bestattungskommission an! » An diesem Abend ging er noch mit seiner Freundin aus, zum Nachtessen ins Hotel St. Gotthard. Das habe ich später von dieser Dame gehört. Sie hatte auch gemerkt, dass mit Simon etwas nicht geheuer war und wollte ihn abends nicht verlassen, bis Simon sie unsanft hinausschmiss.

Am nächsten Morgen sagte die Spettfrau, der Chef liege so komisch im Bett. Ich ging ins Schlafzimmer und der Sekretär Müller auch. Unser Chef lag auf dem Rücken mit offenen Augen, der Mund hing etwas schräg hinunter. Er lebte noch und sagte leise: « Christel, hast du die Bestattungskommission angerufen? » Ich sagte zu Müller, der schläft und träumt. Aber Müller wies auf das Wasserglas. Man hat noch einen Rest von einer starken Dosis Veronal gesehen. Er hatte 15 Tabletten zu sich genommen. Der Arzt wurde benachrichtigt. Simon wurde abgeholt. Der Arzt sagte mir, ich solle jetzt bei ihm bleiben und ihm immer ins Gesicht schlagen, einmal auf die linke Seite und dann auf die rechte Seite, denn wenn er einschlafe, so höre die Herztätigkeit auf, und er werde sterben. So schlug ich ihm links und rechts aufs Gesicht. Aber Simon hat gar nichts davon gemerkt. Er war schon am Hinüberschlummern. Im stillen habe ich an die beiden Ohrfeigen gedacht, die er mir vor einem Jahr einmal gegeben hat, weil ich einer armen Frau gesagt hatte, sie solle sich vor Simon in acht nehmen.